



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Böttcher, Martin: Mein alter Nachbar : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nur gute Folge, ausdauernde Mitarbeiter und, was freilich für die Litteraturgeschichte wie für unsre Leser die Hauptsache ist, gutes Material, das heißt große und kleine, aber geistvolle und echte litterarhistorische Leistungen wünschen, die die Wissenschaft unmittelbar und also die Litteratur selbst mittelbar fördern.



Mein alter Nachbar

Von Martin Böttcher (in Hamburg)

(Schluß)



Um kamen die Universitätsjahre mit ihrem Sturm und Drang. Ich war ein fleißiger Student und vernachlässigte nie mein Brodstudium; aber ich vergaß auch nicht die alte Wahrheit: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, vergaß nicht, daß man in der Welt und für die Welt lebt, daß man sie deshalb kennen lernen, daß man die Natur und den Menschen studiren muß. Mein Naturstudium war freilich nicht sehr umfassend. Es wurde bestimmt und begrenzt von einem unklaren Verlangen, einer ahnungsvollen Sehnsucht, und dieses Verlangen und diese Sehnsucht trieb mich hinaus auf einsame, dunkle Waldpfade; es trieb mich in der schweigenden Nacht hinunter an den Meeresstrand, wo ich mit Heine die brausenden Bogen und die strahlenden ewigen Sterne anflehte um die Lösung des Lebensrätsels. Zu einem Ergebnis führte es nicht, am allerwenigsten zu dem, das der Dichter nennt: daß nur Narren sich mit Sternen und Wellen beraten. Und den Umfang meines Menschenstudiums begrenzte ich gleich vom Anfang an noch mehr — der Gründlichkeit wegen. Aber vielleicht war gerade das die Ursache des günstigen Ergebnisses. Ich bediente mich hier mit schnellem und ausgezeichnetem Erfolge der analytischen Methode. Ohne beim „Generellen“ zu verweilen, sonderte ich als der Betrachtung unwürdig von dem menschlichen Geschlecht sofort die Hälfte aus, der ich selber angehöre, und widmete meine ganze Aufmerksamkeit der bessern andern Hälfte. Aber auch hier verweilte ich nicht lange, sondern sonderte immer und immer wieder aus, bis mich die Methode endlich zum „Individuum“ geführt hatte, und dieses Individuum hieß Alma S. . . und war der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit. Von diesem Studium und seinem Erfolge hätte mein alter Freund, der Weiberhaffer, eine Ahnung haben sollen! Ja, und er hätte wissen sollen, daß gerade er es war, der es mir ermöglicht hatte, dem Gegenstande meiner Sehnsucht näherzutreten!

Obgleich er es immer mit einer merkwürdigen Scheu vermieden hatte, von seiner Jugend zu erzählen, so hatte er doch ein paarmal eine Freundschaft erwähnt, die ihn in seinen Studienjahren mit einem gewissen S. . . verbunden hatte, von dem er wußte, daß er jetzt an einer Universität eine Professur bekleidete, mit dem er aber seit einer langen Reihe von Jahren nicht in Berührung gekommen war. Nun hieß ihr Vater S. . ., er war Professor an der Universität * und konnte

mit meinem frühern Nachbar ungefähr gleichaltrig sein. Ein Irrtum war kaum möglich; der Professor mußte der oft erwähnte Jugendfreund sein!

Der Forschergeist rührte sich wieder mächtig in mir, mächtiger noch als in den Tagen der Kindheit, und er trieb mich wieder auf eine Entdeckungsreise, zu einem Unternehmen, von dem ich mir eine unschätzbare Ausbeute versprach. Denn hatte sich die Richtigkeit meiner Vermutung bestätigt, dann war mir vielleicht gleichzeitig in das Haus des Professors hinüber eine Brücke gelegt, und reichte sie erst so weit, dann ließ sie sich vielleicht verlängern — ins Herz der Tochter hinein. Mein Herz wagte freilich kaum, an ein so übermäßiges Glück zu glauben. Glücklicherweise konnte ich mich mit einem Gruße von dem alten Freunde rüsten. Er hatte mir zwar keinen Gruß aufgetragen; aber er hatte mir auch nicht untersagt, einen zu überbringen, und mein Gewissen ließ sich leicht beschwichtigen.

Das Unternehmen glückte über alle Erwartung. Die alte Freundschaft war nicht gerostet. Ich mußte erzählen und immer wieder erzählen und — erhielt eine freundliche Einladung, wiederzukommen, um weiter zu erzählen. Die Brücke nach dem Hause des Professors war also gebaut und wurde fleißig benutzt. Und sie wurde schnell verlängert, zunächst in den Raum seines Herzens hinein, wo das Wohlwollen wohnte, und — jetzt weiß ich es, damals ahnte ich es nur — in ihr Herz hinein, in den Raum, wo die Liebe wohnte. Wer war glücklicher als ich!

Daß ich in solcher Stimmung und unter solchen Umständen „Dichter“ wurde, wird niemand wundern. Wenn ich, nachdem sich die Schleier der Nacht über Land und Stadt gesenkt hatten, ausging, um dem Liede der brausenden Wogen zu lauschen, um zu den funkelnden Sternen hinaufzublicken, da lag mir nichts ferner, als sie um die Lösung des Lebensrätsels anzusehen, ich that es, um zu tiefglühenden Versen angefeuert zu werden. Und wenn ich dann nach einer solchen Wanderung wieder nach Hause kam, da sah Luna, wie mir Erato die Feder in die rechte und einen Fächer Papier in die linke Hand drückte, mich ans Fensterbrett führte und mich dort durch Schriftzeichen verewigen hieß, was sie mir diktirte. Wie Luna wohl dabei gelacht haben mag! Doch das sah ich damals nicht. Ich sah nur sie, Alma, wie eine Eleonore von Este, und mich als ihren Tasso, ihren glückberauschten, zu Liedern gestimmten Tasso. Und ich verachtete aus tiefstem Herzensgrunde alle, die sich Dichter nennen, und all die zahmen, trocknen Reimereien, die sie für Verse ausgeben, nur Heine und Byron respektirte ich, und natürlich mich selbst.

Bald stand die Ferienzeit vor der Thür. Wenn mich aber nicht die Briefe aus der Heimat daran erinnert hätten, ich hätte es nicht gewußt. Vorher hatte ich die Tage bis zu ihrem Anfang gezählt, und ihre Zahl war mir so groß vorgekommen, denn die Sehnsucht nach der Heimat hatte sie verdoppelt. Nun zählte ich die Ferientage, die mich von ihr trennen sollten, schon jetzt, ehe sie gekommen waren, und deren Zahl schien mir fast unendlich.

Endlich war die Zeit gekommen, und die Vorbereitungen zur Reise mußten getroffen werden. Ich mußte reisen, und zwar zunächst nach einer der Ostseeinseln, wo ich für meinen Vater einen Auftrag zu besorgen hatte, dessen Erledigung mehrere Tage in Anspruch nahm. Der Bequemlichkeit wegen schickte ich meinen Koffer gleich nach der Heimat, nachdem ich ihn zuvor mit den nötigsten Dingen gepackt hatte und — mit meinen Gedichten, die ich als Waffen zu verwerten gedachte gegen meinen Widersacher in der Frauenfrage, der mich unzweifelhaft bei der ersten besten Gelegenheit angreifen würde. Daß sie imstande sein würden, eine überwältigende Wirkung auszuüben, zumal wenn sie als Stimmen kamen von einem

großen Unbekannten, unter dem er sich nach Belieben Byron oder Heine oder ein sonstiges Genie denken konnte, davon war ich überzeugt. Und ich wollte mich wohl hüten, meine Autorschaft zu bekennen. Aber die Sache hatte einen Haken. Zu Hause hatten sie nämlich einen Schlüssel zu dem Koffer. Wenn sie nun meine Herzensergüsse fanden zwischen den Strümpfen und Hemden! Und wenn ihm erlaubt wurde, in meine tiefsten Geheimnisse einen Blick zu thun! Es war das nicht unmöglich, denn er ging im Hause meiner Eltern täglich aus und ein und genoß ein unbegrenztes Vertrauen. Dann mußten sich die Waffen, die ich gegen ihn geschmiedet hatte, gegen mich selbst kehren, und der Kampf mußte furchtbar werden. Aber was halfs? Er mußte durchgefochten werden! Ich mußte mich für diesen schlimmsten Fall mit andern und stärkern Waffen rüsten. Aber wo sollte ich sie finden? Wo, wo?

In meiner Not holte ich den Sirach hervor, dessen tadelnde Sprüche über böse Weiber mir einst zu dem Schluß verholfen hatten, daß es auch gute geben müsse. Sollte er nicht auch etwas gesagt haben zum Lobe des guten Weibes, etwas, das in meiner Hand zu einer wirksamen Waffe werden konnte? Ich suchte emsig, und endlich fand ich das: „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, des lebt er noch einmal so lange. Ein häuslich Weib ist ihrem Manne eine Freude und macht ihm ein fein ruhig Leben. Ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Er sei reich oder arm, so ist es ihm ein Trost und macht ihn allezeit fröhlich. Ein wohlgezogen Weib ist nicht zu bezahlen. Es ist nichts Lieberees und Köstlicheres auf Erden, denn ein treues Weib. Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen, an dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde ist, also ist ein tugendsam Weib eine Zierde in ihrem Hause. Ein schön Weib, das fromm bleibt, ist wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter.“ Nun war ich zum Kampfe gerüstet!

Endlich saß ich daheim bei den Eltern und bei meinem väterlichen Freunde, der sich gleich nach meiner Ankunft eingefunden hatte. Es wäre natürlich und in der Ordnung gewesen, wenn meine Eltern einige Freude über das Wiedersehen zur Schau getragen hätten; daß aber der Vater dasaß mit zusammengezogenen Brauen, die Mutter mit einem fortwährenden wehmütigen Lächeln, das war weder natürlich noch in der Ordnung, und es gab mir zu denken. Wahrscheinlich hatten sie mein Geheimnis entdeckt! Nun, das schadete ja nichts, wenn nur er, der Fürchterliche, nichts davon wußte. Wäre das der Fall gewesen, so würde er sich wie ein Rasender geberdet haben; er befand sich aber in so rosigter Laune, daß der bloße Anblick seines Gesichts wie eine Wohlthat wirkte.

Und wie er sich verändert hatte! Er hatte sich körperlich und geistig ausgerichtet; sein Blick war so frei und unbefangen geworden, und seine Rede floß, selbst wenn sie an meine Mutter oder an Sophie gerichtet war, so leicht und ungezwungen, daß ich ihn kaum wiederkannte. Von all seinen frühern Sonderbarkeiten schien keine Spur mehr da zu sein. Erst als die Zeit kam, wo er nach seiner Gewohnheit fortzugehen pflegte, um sich nach seinem Angelpolze zu begeben, zeigte sich, daß er doch nicht ganz das Originelle verloren hatte, das ich bis jetzt als zu seiner Natur gehörig betrachtet hatte. Er erhob sich, gerade als die gedrückte Stimmung zu weichen und ein etwas lebhafteres Gespräch sich zu entwickeln begann, und das „Komm mit!“, das er an mich richtete, war ganz das alte lakonische und kategorische, das keinen Einwand duldete. An einen Einwand dachte ich auch nicht; denn — um die Wahrheit zu gestehen — ich konnte mich nicht ganz freisprechen von einer gewissen Furcht vor einer Unterredung unter vier Augen

mit den Eltern und freute mich über den Aufschub. Ich wollte die Zeit benutzen, um mich innerlich zu sammeln. Vielleicht stand mir ein Kampf mit ihnen bevor, und sie waren vorbereitet. Ich war es nicht. Da war es schon der Übung wegen gut, wenn ich vorher meine Kräfte erprobte im Kampfe mit einem andern Gegner. Und wer wäre ein würdigerer Gegner, ein besserer Prüfstein der Kräfte gewesen als der alte Weiberfeind!

Auf dem Wege nach dem Angelplatze versäumte ich daher keine Gelegenheit zu einer Herausforderung; doch betrug ich mich vollständig ritterlich. Die Herausforderung eines Ritters bestand ja darin, daß er den Schild oder den Panzer des Gegners mit der Spitze seiner Lanze berührte. Ich berührte den Weiberhaß, der die Rüstung meines Gegners bildete, mit leichten Auspielungen und ausgefuchst verbindlichen Grüßen an alle bekannten jungen Damen, die uns begegneten. Aber alles vergebens! Er schien es kaum zu bemerken, und es kam keine einzige Sentenz, keine einzige moralisirende Erzählung. Aber vielleicht sollte ich überrumpelt werden mit einem unvermuteten, gewaltigen, zermalmenden Angriff, zu dem in aller Stille Vorbereitungen getroffen wurden! Ein eigentümlich gedankenvoller Ausdruck, eigentümliche Zuckungen in den Gesichtsmuskeln meines Gegners schienen meine Vermutungen zu bestätigen. Doch ich war auf dem Posten; ich hatte den Sirach im Kopfe und auf der Zunge; ich war bereit. Sirach, stehe mir bei! dachte ich, als wir an den Bestimmungsort gelangt waren und der sonst so leidenschaftliche Angler statt die Angel ins Wasser zu werfen sich selbst auf den Nasen hinstreckte und mich mit einer Handbewegung aufforderte, seinem Beispiel zu folgen. Nun, Sirach, stehe mir bei. Jetzt fängt er an!

Und er fing an: Hüte dich —

Vor dem Weibe, ergänzte ich schnell. Denn es hat mehr Launen als Locken; sein Kleid hat viele Falten, aber sein Kopf ist einfältig; lieber bei Löwen und Drachen wohnen. Sehen Sie, ich weiß, was Sie sagen wollen! Die schönen Geschichten, die Sie an Ihre Sentenzen zu knüpfen pflegen, und die Sie mir gewiß auch heute zugebacht haben, brauchen Sie auch nicht länger an mir zu verschwenden; ich weiß sie alle auswendig.

Wenn ein Kampf nicht mehr zu vermeiden ist, dann ist es immer besser, der Angreifer zu sein als der Angegriffene.

Nein, hüte dich vor dir selber, junger Brauskopf, fuhr er in seiner ruhigen Weise fort, als ich ihn endlich zu Worte kommen ließ. Hüte dich vor dir selber! wollte ich sagen. Und lerne, in dein siedendes Blut kaltes Wasser gießen, wenn es überwallen will. Hätte ich das verstanden, als ich in deinem Alter war, mein Leben hätte sich dann anders gestaltet, anders und glücklicher; ich wäre dann nicht ein altes freund- und freundloses, menschenfeindliches Original geworden. Mit Sentenzen will ich dich heute verschonen; aber eine Geschichte habe ich dir freilich zugebacht, eine Geschichte von mir selbst, von dem Unglück und dem Ursprung dieses Unglücks. Verzichtest du darauf?

Daß das Gespräch eine solche Wendung nehmen würde, hatte ich nicht ahnen können. Nein, antwortete ich, indem ich meinen Vorwitz bereute. Ich bitte darum als um eine Günst und ein Unterpfand, daß Sie mir Ihr Wohlwollen nicht entziehen, obwohl ich es eigentlich verschert habe.

Mein Wohlwollen entziehe ich dir nicht, mein Sohn, und du bedarfst keines Unterpfands, begann er nach einer kleinen Pause. Daher ist es auch nicht notwendig, daß ich dir eine lange Geschichte erzähle. Du bekommst nur ein paar Büge zu hören, aus denen du dir, wenn du willst, die Moral selbst gestalten

kannst. So höre denn! Es war einmal ein junger Mann, der einen Schatz hatte, der ihm mehr wert war als das Augenlicht, als alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Er hatte ihn teuer bezahlt: mit sich selbst, mit seinem eignen Herzen. Da kam der Versucher und sprach: Dein Schatz ist unecht; prüfe selbst und urteile! Und der junge Mann ließ sein Ohr der Stimme des Versuchers und überhob sich wie die ersten Menschen vor ihrem Falle und meinte, zwischen Gutem und Bösem unterscheiden zu können. Er prüfte und urteilte und — warf das lautere Gold weg wie Glitter. Aber sein eignes Herz, das er für das weggegeben hatte, was er jetzt verschmähte, bekam er nicht zurück; das war mit fortgeworfen. Da fühlte er seine Armut und wurde bitter gegen Gott und Menschen, und die Bitterkeit nahm unablässig zu, und zuletzt wollte sie ihn ganz vergiften. Er floh vor ihr nach fernen, fremden Ländern, aber sie folgte ihm, wohin er kam; er versuchte sich vor ihr zu verbergen in einem einsamen alten Hause einer fremden Stadt; aber sie fand ihn auch da. Und sie hätte ihn getötet, wenn sich nicht Gott seiner erbarmt hätte. Aber Gott erbarmte sich sein und sandte ihm einigen Trost durch ein Kind, das er in sein stilles, totes Haus führte. Als aber das Kind zum Jüngling geworden war und in die Welt hinauszog, da fühlte der schwer geprüfte einsame Mann, daß die Bitterkeit wieder zunahm, und er fürchtete, daß sie ihm zuletzt über den Kopf wachsen würde. Denn er sah nicht, daß es Gottes Finger war, der dem jungen Manne den Weg wies, und der sah auch nicht Gottes Finger. Gleichwohl mußte er der Richtung folgen, die er ihm zeigte, bis er an den Ort gekommen war, wohin er kommen sollte, an den Ort, wo der weggeworfne Schatz des alten Freundes einen Platz gefunden hatte.

Ich bin mit Nührung Ihrer Erzählung gefolgt, warf ich ein, aber was Sie da zuletzt sagten —

Ist dir nicht ganz klar, ergänzte er. Nur Geduld! Das volle Verständnis wird gleich kommen. Der junge Mann — seine Stimme zitterte ein wenig —, der junge Mann war also an den Ort gekommen, wo der verschmähte Schatz aufgehoben worden war. Und nun glaubte er, nur für sich selbst zu handeln. Aber er wirkte zugleich im Dienste eines Höhern und wurde ein Werkzeug in der Hand des großen Lenkers der menschlichen Schicksale, indem er, ohne es zu ahnen, den FINDER des Schatzes auf die Spur des ersten Besitzers leitete. Und nun erfuhr dieser, wie ungeheuer er sich geirrt und was er weggeworfen hatte; er hörte und erkannte, daß er nicht betrogen worden war, sondern daß er sich in blindem Eifer selbst betrogen hatte, und er weinte Thränen der Reue, die spülten die alte Bitterkeit gegen Gott und Menschen fort. Aber er erfuhr auch, daß aus Bösem Gutes gekommen, daß der Schatz, den er weggeworfen hatte, nicht in den Staub getreten worden war, sondern einen Platz erhalten hatte, der seiner würdig war, daß die edle, verkannte Frau bis zu ihrem Tode glücklich gelebt hatte an der Seite des Mannes, den er — der Verblendete — in seiner Jugend als seinen besten Freund geschätzt hatte. Und er weinte wieder, lange, lange! Aber die Thränen linderten seinen Schmerz und spülten nach und nach die neue Bitterkeit, die er in der letzten Stunde gegen sich selber herausbeschworen hatte, hinweg aus seinem Herzen, und er war versöhnt mit Gott und den Menschen und mit sich selbst.

Der Alte war fertig und schwieg und sann. Jetzt erkannte ich die Ursache seines frühern Weiberhasses und seiner Menschenfeindschaft überhaupt und ahnte, daß diese ein Ausdruck des Unfriedens in seinem Herzen gewesen war, unter dem er gelitten, und des Hasses, den er auch gegen sich selbst gehegt hatte. Ich kannte ihn ja als eine der tief angelegten, weichen Naturen, die ein ganzes Leben hin-

durch an den Folgen eines Eindrucks zu tragen haben, der sich in oberflächlichen, beweglichen Gemütern oft innerhalb weniger Tage verwischt. Jetzt war es mir auch klar geworden, woher sich die lebhafteste Teilnahme und Aufmerksamkeit schrieb, die der Professor meinen Berichten über seinen alten Jugendfreund schenkte; er, der Professor, war ja sein Erbe geworden! Und nun erkannte auch ich „den Finger Gottes.“

Das Bewußtsein, ein Werkzeug in der Hand eines Höhern gewesen zu sein, etwas gutes ausgeführt zu haben, erfüllte mich mit einem gewissen Selbstgefühl. Aber dieses Selbstgefühl wich schnell, um einer Empfindung ganz entgegengesetzter Art Platz zu machen, als ich aus meinen angenehmen Betrachtungen und Selbstbespiegelungen durch die unerwartete Frage auferüttelt wurde: Aber was in aller Welt gab dir Veranlassung, das Haus des Professors aufzusuchen? Denn der Gruß, den du von mir überbrachtest, und mit dem ich dich gar nicht beauftragt hatte, war doch nur ein Vorwand.

Ich mußte beichten, und das war es bloß, wozu mich mein väterlicher Freund bewegen wollte; denn was ich ihm zu erzählen hatte, war ihm nichts neues mehr.

Endlich erhoben wir uns und gingen nach Hause — langsam, beide schweigend; wir hatten ja so viel zu denken. Er war es, der zuerst wieder versuchte, ein Gespräch anzuknüpfen. Du reitest ja schon den Pegasus, sagte er, und dabei glitt ein eigentümliches Näckeln über sein Antlitz.

Ich fühlte, daß ich errötete. Also hatte auch er die Geheimnisse meines Koffers erspürst.

Daß das lieber sein! fuhr er fort. Denn der Pegasus ist ein edles Roß, und wenn man keine Figur hat, die seiner würdig ist, oder keinen Arm, ihn gehörig zu tummeln, so setzt man sich der Gefahr aus, lächerlich zu werden, wenn man sich auf seinem beflügelten Rücken zeigt. Nach lieber einen Versuch mit einer „moralisirenden“ Erzählung. Mit Mustern habe ich dich ja früher reichlich versehen, und den Stoff habe ich dir jetzt auch gegeben. Erzähle meine Geschichte — Jünglingen und Jungfrauen zur heilsamen Warnung!

Ich habe es gethan. — — —

Was hast du gethan?

Diese unerwartete Frage wurde an mich gerichtet, als ich eben die Feder eintauchen wollte, um einen passenden Schluß niederzuschreiben. Sie kam von Alma. Sie hatte sich tückischerweise unbemerkt von hinten an mich herangeschlichen und mir über die Schulter gesehen.

Was hast du gethan? wiederholte sie, ohne sich um mein allerdings nicht sehr ernst gemeintes Schelten zu kümmern, mein Schelten darüber, daß sie durch ihr Dazwischenkommen den Gedanken verschoncht hatte, mit dem ich das Werk hatte „krönen“ wollen. Was hast du gethan?

Duälgeist! — Statt mit Worten zu antworten, zog ich sie auf mein Knie und ließ sie das Manuskript durchblättern. Denn sie ist mein Zensor.

Als sie fertig war, tauchte ich die Feder wieder ein und sagte, ich wollte bloß noch den Satz hinzufügen, den sie in die Flucht gejagt hätte, den ich aber wieder einzufangen hoffte. Dann stünde ich ihr augenblicklich zur Verfügung.

Aber ich suchte und suchte und konnte ihn nicht wieder finden.

Vielleicht war es etwas davon, wie der große Lenker der Schicksale endlich unsere Wege zusammenführte, sagte sie; denn das hast du ja gar nicht erzählt, obgleich es doch die Hauptsache ist.

Nein, antwortete ich, es war etwas andres. Aber du hast Recht, das, was du eben erwähnt hast, ist das Beste von allem, ich hätte es nicht auslassen sollen, obgleich ich ja nicht unsre Geschichte erzähle.

Nun ist ja auch das noch hinzugefügt, freilich nur als zufälliger Nachtrag.

Alma ist eben hinausgegangen. Sie konnte mir ja nicht dabei helfen, und mich öfter stören wollte sie nicht.

Nun suche und suche ich immer wieder, aber ich komme nicht auf den Satz.

Doch da fällt mir ein, daß ich gar keine Anwendung gefunden habe für die schönen Worte des Sirach, die Worte zum Lobe des tugendhaften Weibes, die ich einst als Waffe im Kampfe zu verwerten gedachte. Sie sind nicht verwertet worden, denn der Kampf wurde nicht gekämpft. Aber sie können noch angewandt werden, und der Leser weiß wohl, wen ich meine, wenn ich mit dem alten Weisen sage: Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen, an dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde ist, also ist ein tugendsam Weib eine Zierde in ihrem Hause. Ein schön Weib, das fromm bleibt, ist wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter!

Laß ihn nur laufen, den entflohenen Gedanken, sagte Alma, als sie mir wieder über die Schulter ins Manuskript blickte, wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter ist er sicher nicht gewesen; denn dann hätte er sich nicht so beharrlich verbergen können.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unmöglichkeit einer parlamentarischen Regierung in Deutschland. Über die Aufgaben und Rechte des Monarchen oder — es ist eben eine verwickelte Geschichte — der Monarchen im deutschen Reiche mag man im übrigen denken, wie man will, aber eins ist klar, daß das Recht des deutschen Kaisers und Königs von Preußen, die Minister einschließlich des Reichskanzlers ohne Mitwirkung der Volksvertretung zu ernennen (daß es auch ohne Rücksicht auf die Volksvertretung geschehen müsse, ist damit nicht gesagt), nicht entbehrt werden kann. Bei der letzten Beratung des preußischen Abgeordnetenhauses über die Assessorenernennung hatte der Graf Limburg-Sturum die Abwesenheit des Reichskanzlers gerügt und von ihm gesagt, er betrachte seine Stellung eines preußischen Ministerpräsidenten als ein Nebenamt. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 13. Juni wies Fürst Hohenlohe diese Beschuldigung zurück. Der Graf aber verschärfte in seiner Erwiderung die erhobnen Beschuldigungen mit den Sätzen: „Wir haben den Eindruck, daß besonders in finanziellen Fragen die preußischen Ressorts, die preußischen Interessen auf die Reichssachen nicht den Einfluß haben, den sie haben müssen. . . . Darüber ist kein Zweifel, wenn ein Zustand sich herausbilden sollte, daß — was augenblicklich noch nicht vollendet ist, wozu aber Anfänge sich zeigen — die preußischen Interessen im Reich nicht mehr den Einfluß haben, der ihnen durch die Verfassung und durch die Stellung Preußens gebührt, daß dann überhaupt eine Gefährdung der Reichsinstitution eintritt.“ Wenn ein rabiatere Sozialdemokrat, Antisemit oder Bauernbündler sich dazu hinreißen ließe, im offenen Reichstage oder Landtage den Ministern grobe Schimpfwörter an den Kopf zu werfen, so hätte